

ESSAY

Lehrer müssen begeistern können

VON MICHAEL FELTEN

12. Februar 2010

Schulreformen laufen ins Leere, wenn nur über Strukturen gestritten wird. Entscheidend ist das Klima im Klassenzimmer. Denn Schüler lernen nur, wenn sie den Lehrer mögen

Nehmen wir Martin, 16 Jahre alt. Schon seit Jahren konzentriert er seine Energien nicht aufs Lernen, sondern darauf, den Klassenclown zu spielen. Voller Hoffnung hatten die viel beschäftigten Eltern den einzigen Sohn zum Gymnasium geschickt, sein Traumberuf: Pilot. Aber er musste schon die siebte Klasse wiederholen, zwei weitere Versetzungen gelangen nur mit Nachprüfung, und nun fiel das Halbjahreszeugnis in der zehnten Klasse vernichtend aus: fünf Fünfer, darunter drei Hauptfächer. Die Lehrer verärgert, die Eltern verzweifelt - alleine Martin schien wenig bekümmert: Dann würde er eben eine Schreinerlehre machen, der ganze Buchkram interessiere ihn ohnehin schon lange nicht mehr.

Nichts Besonderes an der Bruchlinie zwischen den Generationen, mag man denken - und sieht das Drama seinen Gang gehen: Die Erwachsenen bäumen sich ein letztes Mal auf, oder sie lassen die Dinge laufen. Manchmal beginnt der Halbstarke dann eine Ausbildung und macht später doch noch Abitur - aber das ist Glücksache. Oft bleibt es bei einer beschädigten oder gar verunglückten Lernbiografie: Kränkungen des Selbstwertgefühls, geringere Chancen auf dem Arbeitsmarkt, Anfälligkeit für eine Drogenkarriere, Unzufriedenheit mit dem weiteren Leben. Zudem zieht solches schulische Taumeln auch noch andere Kreise: Die ohnehin mühsame Konzentration auf den Stoff wird ständig unterbrochen, aus Schülern wie Lehrern entweicht viel unproduktive Energie.

Seit dem Pisa-Schock vor zehn Jahren wird in Deutschland darüber debattiert, wie das Lernen an unseren Schulen wirkungsvoller sein könnte. Ständig fallen dabei Begriffe, die wie Erlösungsgewissheiten anmuten: Struktur, Evaluation, Finanzen, Selbstständigkeit. Wenn unser Schulsystem nur integrativ wäre, wäre Schulerfolg sozial gerechter verteilt. Wenn mehr Geld in die Schulen flösse, würde das Niveau unserer Schulleistungen steigen. Wenn man die Schüler nur eigenverantwortlicher lernen ließe, wären sie motivierter und erfolgreicher. Eine beliebig erweiterbare Überzeugungsliste, die heftig zwischen überfällig, halbgar und irrtümlich changiert.

Ein jüngerer Trendbegriff auf dem Weg zu besseren Schulen ist "individuelle Förderung". Der Grundgedanke ist plausibel, ja eigentlich pädagogisches Urgestein: Lehrer sollen nicht nur Wissen anbieten und dann Können feststellen; sie sollen Schülern auch dabei helfen, ihre Leistungsfähigkeit zu verbessern. Aber allzu schnell droht bürokratische Entartung - in einem nordrhein-westfälischen Schulamtsblatt hört sich das so an: zunächst "Schaffung einer positiven Lernkultur", dann "ressourcenorientierte Beratung auf systemisch-lösungsorientierter Basis", schließlich "bedarfsorientiertes Training nach dem Mini-Max-Prinzip", ergänzt durch die "Vermittlung lernstilorientierter Strategien", "metakognitiver Kontrollstrategien" sowie "motivational-volitionaler Stützstrategien". Vergleichsweise bescheiden dann die finale Empfehlung für das konkrete Tun: Die Schüler mögen Lerntagebücher führen.

Ein der Wirtschaftssphäre entsprungener Organisationsberater mag Beifall klatschen, Lehrer indes müssten angesichts solcher Auszüge aus dem Wörterbuch des Unpädagogens erschauern. Warum ist eigentlich - wenn es um bessere Schulen geht - so wenig von Menschen die Rede, von ihren Gefühlen, vom zwischenmenschlichen Miteinander? Warum kreisen Bildungsreformen so selten um Beziehungen, obwohl

sie doch der Kern jedes pädagogischen Handelns, auch des Unterrichts, sind? Mit kleineren Klassen und besseren Lernmitteln alleine ist Schülern wenig gedient; sie brauchen Erwachsene, die sie fragen können, die ihnen gerne etwas erklären; die sich nicht über ihre Begriffsstutzigkeit, ihr pubertäres Rumoren ärgern; die sich für ihre Meinung über die Dinge, für ihre Schwierigkeiten beim Lernen interessieren; die sie ermutigen, eine zu schwierig erscheinende Aufgabe doch anzugehen.

Auch Martin, ein äußerst cleverer und höchst belastbarer Bursche, hätte Erwachsene gebraucht, die sich seinen Ausweichmanövern ebenso ernsthaft wie herzlich in den Weg gestellt hätten. Stattdessen hatte die Lateinlehrerin zwar mit innovativen Lernformen und Selbstbeurteilungskonzepten experimentiert, sich aber nicht getraut zu sagen: "Ab heute kannst du immer erst dann heimgehen, wenn du nicht erledigte Hausaufgaben in der siebten Stunde nachgearbeitet hast - ich habe da noch Unterricht und schließe dir den Nebenraum auf." Und der Lehrer des Mathe-Förderkurses hatte so wenig Empathie für die Empfindlichkeiten eines Sechzehnjährigen gehabt, dass Martin es geschafft hatte, sich mit ihm anzulegen und aus dem Kurs herauszufliegen.

Wäre es nicht angebracht, in Bildungsfragen einen neuen Ton anzuschlagen? Entscheidend für die Wirksamkeit von Schule ist doch, wie Lehrer das Verhältnis zu ihrem menschlichen Gegenüber sehen und gestalten. Alles bildende und erzieherische Wollen können sie - wohl oder übel - nur durch persönliche Vermittlung, über die zwischenmenschliche Beziehung transportieren. Die stärkste Motivationsdroge für den Menschen ist schlichtweg der andere Mensch, so Joachim Bauer, Entdecker der Spiegelneuronen. Deshalb erzielt ein jähzorniger Gesamtschullehrer ebenso bescheidene Fördereffekte wie ein dükelhafter Studienrat am Gymnasium. Deshalb vermag ein engagierter Hauptschullehrer hingegen manches pädagogische Wunder zu vollbringen. Lernthemen alleine lösen eben nur begrenzte Begeisterung aus: "Der erste Schritt zum Lernen ist die Liebe zum Lehrer," bemerkte schon der Renaissance-Gelehrte Erasmus von Rotterdam. Die Liebe zur Wissenschaft könnte man von Heranwachsenden eben noch nicht erwarten.

Indes wird die Beziehungsdimension des Unterrichts gerne unterschätzt. Psychologie im Klassenzimmer gilt entweder als "Psychokram" oder wird als naturgegeben angesehen. Hinzu kommt, dass Selbstständigkeit zwar ein erstrebenswertes Bildungsziel ist, aber nur bedingt als Methode für den Weg dorthin taugt. Gerade schwächere Schüler benötigen auf ihrem Gang in neue Wissenswelten aber zunächst klare Anforderungen, fühlbare Begleitung und sensible Unterstützung.

Genau dabei können manche Lehrer indes heute nicht recht helfen, weil sie - eine Spätfolge der 1968er-Jahre - ein dreifaches Handicap mit sich herumschleppen: Sie vertreten schulische Ansprüche (Hausaufgaben, Klassenregeln und so weiter) nur verschämt, weil sie von den Kindern gemocht werden wollen - aber das mindert natürlich deren Anstrengungsbereitschaft. Zudem erwarten sie von den Schülern ein Maß an Selbstständigkeit, das diese schlichtweg überfordert - darunter leiden insbesondere Kinder aus bildungsferneren Schichten. Und ihr psychologisches Instrumentarium ist bei Weitem nicht so ausgereift wie ihre fachlichen Fähigkeiten. Deshalb sind ihnen weder die eigenen Gefühle beim Unterrichten noch die emotionale Resonanz auf Schülerseite hinreichend bewusst, und die guten pädagogischen Absichten verlieren sich schnell in Missverständnissen, Ärger und Überforderung.

Wie verbessert man die Wirksamkeit des Fachunterrichts, wie macht man als Lehrer bockigen Schülern Mut, wie meistert man schwierige Unterrichtssituationen, wie fördert man Spitzenschüler wirklich? Was dem gemeinen Lehrer fehlt, sind nicht neue Strukturen oder methodische Spitzfindigkeiten, sondern Selbstbewusstsein und Menschenkenntnis. Hilfreich wären Fortbildungen, die das Beziehungsdunkel zwischen ihm und seinen Schülern aufhellen - für sein ständiges Ringen um Motivation und Nachhaltigkeit, bei seiner täglichen Gratwanderung zwischen Über- und Unterforderung der vielen individualisierten "neuen Kinder". Schule richtig zu denken erfordert eine neue personale Hinwendung zum Pädagogischen - zu Führungsfreude ebenso wie zu Einfühlsamkeit.

Denn das, was kürzlich in Malmö gelang, wäre ja überall möglich: Innerhalb eines halben Jahres schafften es acht aus ganz Schweden angereiste (also fremde) Lehrer, eine vollkommen desolate Abschlussklasse auf die Landesbestenplätze zu katapultieren - "nur" mit Zugewandtheit, Respekt, Anspruch und Autorität. Ähnliches hört man von den amerikanischen KIPP-Schulen (Knowledge is Power Program):

Unterschichtskinder aus den Vorstadtgettos lernen hier unter strengen Schulregeln, ackern sich durch dickste Aufgabenpakete und bestehen dann standardisierte Tests doppelt so häufig wie der Landesdurchschnitt.

Und Martin? Martin ist damals weder Schreiner noch Pilot geworden - und schon gar nicht unter die Räder gekommen: Er arbeitet heute erfolgreich als Sonderschullehrer. Überraschender Spätentwickler oder pädagogisches Wunder? Martin hat zweifach Glück gehabt: Sein Schulproblem fiel in eine Zeit, in der es noch nicht modern war, zappelige Kinder mit Ritalin ruhigzustellen und ihnen damit innere Entwicklung zu verbauen. Und in der zehnten Klasse geriet der Junge an zwei individualpsychologisch versierte Lehrer. Mit Wohlwollen, Durchblick und herzlicher Konsequenz gelang es ihnen, den Knoten von Erwartungsdruck, Entmutigung und Freizügigkeit zu lösen, in den Martin sich verstrickt hatte. Er konnte Abitur machen und fasste den Entschluss, pädagogischer Spezialist für Entwicklungsstörungen zu werden. Würde man eine solche Bildungswende nicht vielen wünschen?

Der Autor ist Gymnasiallehrer in Köln und Publizist. Jüngst erschien sein Buch "Auf die Lehrer kommt es an! Eine Rückkehr der Pädagogik in die Schule" im Gütersloher Verlagshaus; www.eltern-lehrer-fragen.de